

**ROLF HERZOG**

Nordafrika

## XXVI.

### NORDAFRIKA

ROLF HERZOG, Freiburg

Die Aufgliederung des Kontinents in einen „hellen“ und einen „dunklen“ Teil geht über ein Jahrhundert in die Zeit der ersten völkerkundlichen Gesamtdarstellungen zurück. PESCHEL rechnete die Nordafrikaner in seiner „Völkerkunde“ (1874) zur mittelländischen Rasse, welcher Indoeuropäer, Semiten und Hamiten zugehörten. Er gliederte die letzteren nochmals in drei große Gruppen, nämlich 1. Berber, Guantschen, Tuareg und Teda, 2. Altägypter und 3. Bedja, Danakil, Somali, Masai u. a. Völlig unzulänglich war PESCHELS 100 Jahre alte Ordnung gewiß nicht!

Obwohl der Berliner Anthropologe und in Nordostafrika bewährte Forscher ROBERT HARTMANN in seiner Gesamtdarstellung der „Völker Afrikas“ (1879) die Ethnien aller Regionen des Kontinents berücksichtigte, ja dem Norden sogar ein deutliches Übergewicht in der Darstellung zugestand, behandelte PESCHELS bedeutender Nachfolger als Professor der Erd- und Völkerkunde an der Universität Leipzig, RATZEL, im Afrikaband seiner „Völkerkunde“ die Nordafrikaner überhaupt nicht, sondern beschränkte sich hier auf das negride Afrika. Erst im 3. Band seiner Völkerkunde mit dem Titel „Die Kulturvölker der Alten und Neuen Welt“ (1888) widmet er den Berbern und anderen Bevölkerungsgruppen des Nordens und Nordostens ganze Kapitel. Er hob sie damit deutlich von den Naturvölkern ab. RATZEL faßte ein territorial weit gestreutes Völkergemisch als „Eryträischen Völkerkreis“ zusammen, dessen immense Ausmaße auf der Verbreitungskarte (S. 331) besonders augenfällig werden. Bei ihm blieben die Sprachfamilien Semiten und Hamiten, wie vordem und noch lange nachher, auch für die ethnische Gliederung bestimmend.

Die Übertragung linguistischer Termini in die Ethnologie und Rassenkunde hat nur selten zu Klarheit beigetragen. Nordafrika ist ein besonders einprägsames Beispiel für den Wechsel von einer Sprache zur anderen, hier vom Berberischen oder Nubischen zum Arabischen, wovon noch auf S. 603 zu sprechen sein wird. Der Hamitenbegriff blieb von Anfang an vage und anfechtbar, was SPANNAUS schon 1929 kritisiert hat. Man hat nie ganz sicher bestimmt, was den Phänotyp eines echten Hamiten charakterisiere; man hat ihn lediglich dahin abzugrenzen verstanden, daß er keine ausgesprochen negriden Merkmale aufweisen dürfe. Hinsichtlich der Rassensystematik sei auf den Abschnitt „Europide“ im Kapitel Anthropologie (Bd. 1, S. 97 ff) verwiesen. Auch der Forschungsstand der

Urgeschichte, der für Nordafrika Entwicklungen zeigt, welche im übrigen Kontinent fehlen, ist in einem besonderen Kapitel in Band 1 behandelt.

Als Gegenstück zum negriden „Schwarzafrika“ versuchten 1939 – vermutlich unabhängig voneinander – der Österreicher WÖLFEL den Terminus „Weißafrika“ und der Franzose GAUTIER „l’Afrique blanche“ in ihrem jeweiligen Sprachbereich einzuführen. Im Englischen gab es nichts Entsprechendes. „Weißafrika“ hat sich über einige Jahrzehnte behauptet, wenn auch keineswegs von allen deutschsprachigen Autoren übernommen. In letzter Zeit scheint es jedoch Gegenströmungen zu geben, wahrscheinlich mit politischem Hintergrund. Nordafrikanische Länder, die aktiv in Organisationen der afrikanischen Einheit mitwirken, wünschen offensichtlich keine Pauschalbezeichnung, welche sie in Zusammenhang mit den Europäern bringt und schwarzafrikanische Intellektuelle sehen die Gefahr der begrifflichen Abtrennung eines Drittels ihres Kontinents.

Die arabische geographische Bezeichnung Maghreb wird heute zunehmend für Länder gebraucht, die entsprechend der Bedeutung des Wortes westlich von den Ausbreitungszentren des Islams liegen: Marokko, Algerien und Tunesien gehören auf jeden Fall dazu; bei Libyen ist die Zuordnung schwankend. Wir rechnen es in diesem Zusammenhang zum Maghreb.

## GESCHICHTE

Durch Jahrtausende sind diese Länder mit den geschichtlichen Ereignissen des Mittelmeerraumes verknüpft. Die Berber wurden teils von See her fremder Herrschaft unterworfen, teils mußten sie sogar Landstriche als Siedlungsraum für Kolonisten hergeben. Mit den Phoinikern landeten seetüchtige Eroberer aus Kleinasien um 1100 v. Chr. an der tunesischen Nordküste, um Utica zu gründen. Vielleicht segelten sie sogar durch die Meerenge von Gibraltar westwärts. Cadix und Lixus, dieses an der marokkanischen Atlantikküste, mögen auf sie zurückgehen. Diesen Seehäfen und Flottenstützpunkten lief allerdings das jüngere Karthago bald den Rang ab. Zunächst primär am Handel interessiert, dehnten die Phoiniker ihren Machtbereich bald landeinwärts aus.

Während manche Historiker und Archäologen der Meinung sind, die Berber wären von den Phoinikern nur geringfügig beeinflusst und ihre alte Lebensart kaum verändert worden, sehen andere eine enge Verflechtung, Vermischung durch Zwischenheirat und auch wechselseitige kulturelle Befruchtung wie sprachliche Entlehnungen.

Während das aufblühende Karthago sich im westlichen Mittelmeergebiet ausdehnte, siedelten griechische Kolonisten vom 6. vordchristlichen Jahrhundert an in der Cyrenaika. Bald fielen diese Handelsplätze an die Perser und zwei Jahrhunderte danach gerieten sie unter die Herrschaft der ägyptischen Ptolemäer, die sie noch vor der Zeitenwende wiederum an die Römer verloren. In drei Punischen Kriegen unterlag auch Karthago den Römern. Diese integrierten die nordafrikanischen Provinzen in ihr Imperium auch wirtschaftlich. Einige Gebiete lieferten jährlich beträchtliche Mengen Getreide, andere mußten so unvernünftig viel Holz für das damals schon waldarme Italien einschlagen, daß durch den aufgezwungenen Raubbau irreparable Umweltschäden, z. B. stellenweise Verkarstung, entstanden.

Das militärische Auf und Ab, von kulturell und wirtschaftlich fruchtbaren Friedensjahren unterbrochen, soll hier nur skizziert bleiben (vgl. zu den Einzelheiten WÖLFEL 1961). In diesem ständigen Geben und Nehmen, Sichverbinden und Angreifen, blieben

die Berber einbezogen in die mediterrane Welt. Kein Zweifel, die Autochthonen hatten zu Beginn unserer Zeitrechnung schon eine lange Geschichte, eigene Erfahrung und Erfolg in Auseinandersetzungen mit nichtberberischen Fremden hinter sich; sie waren auch in mehr oder minder dauerhafter Form von den einander ablösenden Kolonisatoren beeinflusst worden. So hat H. BAUMANN zu Recht in seiner Gesamtschau (Bd. 1, S. 381) die große Bedeutung historischer Faktoren für die Entwicklung der mediterran-nordafrikanischen Kulturprovinz hervorgehoben.

Was ist uns aus vorchristlicher Zeit einigermaßen verlässlich von den Einheimischen überliefert? Da, wo sie sich nach eigenem Ermessen organisieren konnten, bleiben Familie oder Sippe die einzig festen Verbände. Alle darüber, meist nur temporär entstandenen politischen Gruppierungen erwiesen sich als so wenig stabil, daß WÖLFEL – wohl ein wenig überspitzt – ihr labiles System „anarchische Demokratie“ nannte: Stamm und Dorfgemeinschaft kannten eine interne Opposition in der sie leitenden Versammlung der Familienhäupter. Charakterliche Qualität verlieh einzelnen Autorität. Kriegerische Erfolge wie diplomatisches Geschick (auch Heiratspolitik) festigten ihre Stellung gelegentlich ausreichend, um ein Herrscherhaus für wenige Generationen an der Macht zu halten (Massinissa, Jugurtha, Juba).

Im ganzen zeigte die berberische Gesellschaft unverkennbar egalitäre Züge. WÖLFEL war überzeugt, Staaten der Autochthonen hätten sich im antiken Weißafrika nicht entwickelt; es gab nur Dynastien, die sich auf einen Stamm oder einen Bund stützten. Die ungeheure Zersplitterung erhellt ein von Plinius überliefertes Dokument, wonach zur Zeit des Augustus im römischen Afrika 516 populi registriert waren.

Die von einigen Fürsten überlieferte Polygamie, z. B. die Massinissas, braucht durchaus nicht allgemein üblich gewesen zu sein. Im Gegenteil spricht vieles für eine recht geachtete und auch politisch bedeutsame Rolle der Frauen. In der Religion vermischte sich damals schon Altnordafrikanisches mit Übernahmen aus Kleinasien, Griechenland und Rom. Wirtschaftlich standen der Anbau von Getreide und eine ausgedehnte Fruchtbaumkultur an der Spitze. Die in Nordafrika heimische Olive (Ölbaum) war in großen Beständen angepflanzt. Anders wäre es nicht zu verstehen, wie Eroberer, z. B. Caesar, von Berbern gewaltige Abgaben an Öl eintreiben konnten. Terrassenbau und Bewässerung waren weit verbreitet und die fremden Herrscher scheinen das einheimische Boden- und Wasserrecht kaum angetastet zu haben. Den Anbau ergänzte Viehzucht, die wohl überwiegend als Transhumanz (Ziehbauern nach WÖLFEL) betrieben wurde. Neben Ziege, Schaf und Rind wurde auch das Pferd gezüchtet. Das Berberpferd ist ein ramsnasiges Kaltblut von gleicher Art wie das auf der Iberischen Halbinsel. Mit der arabischen Vollblutzucht hat es nichts gemein. Die östlichsten Ausläufer dieses Berberpferdes reichen bis an den Nil bei Dongola (vgl. S. 609).

Die Sudanarchäologie hat nachgewiesen, daß Kriegselefanten im meroitischen Heere schon Jahrhunderte vor der Zeitwende eingesetzt wurden. Am Löwentempel von Musawwarat es-Sufra sind sie unverwechselbar dargestellt. HINTZE (1967:24 und Tafel 96) unterstreicht die kulturhistorische Bedeutung der Erkenntnis, daß am mittleren Nil die Domestikation des Elefanten früh geglückt war. Ptolemäer und Karthager haben möglicherweise aus dem Sudan jene Tiere erworben, die dann in den Schlachten Furcht und Schrecken verbreiteten.

Obwohl paläontologische Funde die Vermutung stützen, Wildformen des Kamels hätten in Afrika gelebt, seien aber schon vor der geschichtlich faßbaren Epoche ausgestorben, läßt sich das Dromedar hier erst relativ spät nachweisen. Auch im alten Ägypten wurde es nicht genutzt. Ob es unbekannt war, mag dahingestellt bleiben. Der enge Kontakt zu Palästina macht dies nicht gerade wahrscheinlich. Dort kam es vor, wie bildliche Darstellungen ebenso beweisen wie das Alte Testament, das Rebekkas Bereitschaft, Kamele zu tränken, überliefert. Caesar nahm 46 v. Chr. dem Numiderherrscher Juba 22 Kamele ab. Das ist die erste Dokumentation ihres Vorkommens in Nordafrika (ZEUNER). Syrische Legionäre in römischen Kohorten scheinen es bald danach weiter verbreitet zu haben.

Den Römern war es anfangs wohl hauptsächlich darum gegangen, das verhaßte Karthago zu zerstören. Der Großgrundbesitz der einst führenden Schicht fiel Römern zu, oft auch bald dem Staat. Kurz vor der Zeitwende erstand nicht nur Karthago von neuem, sondern auch die erste Kolonistensiedlung, die nicht mehr dem Handel, sondern der Unterbringung von Veteranen u. a. als Bauern diente. Afrikanischer Weizen und Öl spielten in der Versorgung Roms eine wichtige Rolle; eine Getreideflotte war ständig unter Segel. Die Vegetationsverhältnisse und der Wasserhaushalt müssen damals ungleich günstiger als heute gewesen sein. Neben Sklaven gab es eine freie Landarbeiterschaft, wohl meist Einheimische, denen wirtschaftliche wie soziale Aufstiegsmöglichkeiten bedingt zugestanden wurden. Zahlreich waren auch die aus Nordafrika stammenden Legionäre, von denen viele in den römischen Provinzen Afrikas (*Africa Proconsularis*, *Numidia*, *Mauretania Caesariensis*, *Mauretania Tingitana*) Dienst taten, neben Soldaten aus fernen Gebieten des Imperiums. Auch von diesen Garnisonen wird sicher mancher Einfluß ausgegangen sein. Der Versuch Trajans, die Eingeborenen in Reservaten zu konzentrieren, blieb von kurzer Wirkung. Auf der einen Seite hat der spürbare römische Eingriff in das Leben der Berber zweifellos deren häufigen Widerstand herausgefordert, andererseits hat aber auch manche Leistung der Römer, z. B. der Bau von Straßen, Wasserreservoirs, Bewässerungsanlagen und Wasserleitungen zu den Städten (Aquaedukte) dem Lande als ganzem genutzt. Die moderne archäologische Auswertung von Reihenluftbildern läßt deutlich erkennen, wie weit nach Süden sich intensive kolonisationsartige Arbeit erstreckte. In Algerien reichte der Einfluß bis über Biskra südwärts, in Libyen gar bis in den Nord-Fezzan (BARADEZ, DIESNER, RACHET).

Nordafrika, in erster Linie wohl die Städte, nahm in der Kaiserzeit regen Anteil am römischen Geistesleben. „Die Romanisierung scheint außerhalb der Städte nicht weit um sich gegriffen zu haben“ (WÖLFEL). Die Berber erhoben sich abwechselnd in den verschiedenen Landschaften; kaum ein Jahrzehnt blieb ohne Aufstand (DIESNER).

In diesem unruhigen Nordafrika faßte das Christentum sehr früh Fuß. Gemeinden entstanden in Alexandrien und Karthago schon im 2. Jahrhundert. Die neue Lehre breitete sich rasch aus: Anfang des 4. Jrh. zählte man schon 300 Bischöfe in Nordafrika, im 5. rund doppelt soviel. Die Unabhängigkeit der Bischöfe, die sich zu keiner festen Provinzialorganisation zusammenschlossen und ihre anfangs schroffe Ablehnung des Heeres- und Verwaltungsdienstes mögen wiederum Ausdruck der berberischen Abneigung gegen jede Machtballung gewesen sein, eben jener schon zitierten anarchischen Demokratie, die angesichts des Verfalls des Imperiums immer offener zu Tage trat.

Die kirchlichen Würdenträger verhielten sich während der von Rom angestifteten großen Christenverfolgung 303–5 recht widersprüchlich. Dies trug mit dazu bei, das nordafrikanische Christentum westlich von Ägypten, hier mit seiner besonderen Ausprägung der koptischen Kirche, zu spalten; romtreue Katholiken gegen Donatisten. FRENED sah in dieser Bewegung ein Beispiel für die Einwirkung des Christentums auf die autochthone Kultur der Berber einerseits und mehr als ein Schisma, nämlich eine Revolution andererseits. Soziale Unzufriedenheit, die schreiende Ungerechtigkeit in der Besitzverteilung u. a. nährten den Aufstand, der besonders in Numidien und Mauretanien von berberischen Bauern getragen wurde.

Am unteren Ende der Sozialordnung und der Lohnskala stand die Klasse der landwirtschaftlichen Saisonarbeiter, der *Circumcellionis*, die jede Unruhe kräftig schürten. Manche heute für das islamische Afrika und den Vorderen Orient charakteristische Züge waren damals schon ausgeprägt, z. B. Heiligenverehrung verbunden mit der Errichtung von repräsentativen Grabstätten, Wallfahrten dorthin, nächtliche Feiern usw., sie sind also nicht erst von den Arabern eingeführt worden. Beim Kampf gegen die Donatistenbewegung half der 354 in Numidien geborene Augustin mit, dessen Schriften Schlüsse auf das religiöse Leben wie das Brauchtum der Berber zulassen.

Schon in der antiken Nomenklatur taucht der Eigenname Mazikes (oder lautlich ähnlich) als angebliche Eigenbezeichnung auf. Es mangelt ohnehin an einem über den Stamm hinausgehenden Begriff. Von Fremden wurden sie, wohl analog dem Barbaroi der Griechen, pauschal Berber genannt. Sie selbst haben sich früher nicht so bezeichnet. STUHLMANN versuchte, den Begriff Mazigh-Völker nach jener berberischen Eigenbezeichnung einzuführen, was auch WÖLFEL für empfehlenswert hielt. Nur wenige Wissenschaftler haben den Vorschlag aufgegriffen.

429 setzte Geiserich mit Vandalen und Alanen über das Mittelmeer. WÖLFEL und DIESNER schätzen die Gesamtzahl der Krieger und des Troßes nicht höher als 80 000. Nach dem Fall von Karthago (439) beherrschten die Vandalen praktisch den gesamten Küstensaum. Sie waren arianische Christen, erkannten also den Papst nicht an. Geiserich unterhielt eine Kaperflotte, mit zunehmend von Nordafrikanern gestellten Mannschaften. Die afrikanische Küste wurde Stützpunkt einer neuen Bedrohung: der Seeräuberei. Noch 1 000 Jahre später erwähnte man die Barbaresken-Staaten nur mit Furcht. Raubfahrten, u. a. nach Rom, ließen den Blick der Vandalen seewärts gerichtet bleiben. Für die Berber im Hinterland scheinen sie sich nur mäßig interessiert zu haben. Die Stämme erhoben sich wie eh und je in kurzen Zeitabständen. Manche Gebiete, wie der Aures, die Große und Kleine Kabylei, scheinen vollständig unabhängig geblieben zu sein. Bei den Scharmützeln mit den Vandalen verwendeten einige Berberstämme bereits das Kamel in größerer Zahl. Byzanz beendete schließlich 533 die Vandalenherrschaft in Nordafrika.

Die Byzantiner übernahmen Nordafrika in völliger Anarchie. Durch eine Verwaltungsreform und neue Befestigungsanlagen gelang es ihnen, ihre Macht einigermaßen zu etablieren. Der byzantinische Limes war jedoch gegenüber dem römischen stark zurückgenommen; Prokop lieferte uns in seinem *Bellum vandalicum* eine brauchbare Beschreibung des Landes und seiner Bevölkerung. Im Aures z. B. war an Wasser, auch an ständigen Flüssen und Weiden kein Mangel; „das Land ist überreich an köstlichen Früchten“. Neben den Kämpfen mit aufständischen Eingeborenen hatten die Statthalter von Byzanz mit der Unzuverlässigkeit der eigenen Armee zu ringen, deren buntgemischte Kontingente

zur Meuterei neigten. In häufig wechselnden Verbindungen unterstützten oder bekämpften die Berberstämme bald diesen oder jenen Byzantiner. Zu Beginn des 7. Jh., also nach noch nicht ganz 100jähriger Herrschaft, wurde ihre Schwäche offenbar.

Die christlichen Gemeinden waren in den theologischen Streit zwischen Monotheleten und Monophysiten einbezogen, wobei die Afrikaner in der Mehrheit dem Staatsdogma des oströmischen Kaisers Heraklius nicht folgten. Die machtpolitisch geschwächte Position von Byzanz, besonders seit der militärischen Bedrohung durch die Perser, die religiöse Uneinigkeit, die Eigenwilligkeit und Unbotmäßigkeit der Berberstämme kennzeichneten die Situation in Nordafrika am Vorabend des Einbruchs des Islams.

Zu Lebzeiten Mohammeds war dessen Lehre noch auf die arabische Halbinsel beschränkt. Seine Ansichten liefen in vielem den Tugendbegriffen der heidnischen Beduinen (auf Arabisch = *Badw*, Wüstenbewohner) zuwider. Nur zögernd schlossen sich ihm Nomaden an. Er beklagte in Sure 9 : 97/98 des Korans bitter ihre hartnäckige Ungläubigkeit, und in der frühen Gesetzgebung findet man Zeichen für ihre Zurücksetzung. Erst nach dem Tode des Propheten (632) begannen die großen kriegerischen Eroberungen, welche zunächst Vorderasien in die Hand seiner Nachfolger, der Khalifen, brachten. Die Truppen, nun zunehmend von Beduinen gestellt, waren wohl nicht nur vom Glaubenseifer, sondern auch von Beutegier und Kampfeslust angetrieben. Das Niederwerfen reicher Nachbarländer war ein ungleich lockenderes Ziel als Stammesfehden um ein paar Kamele! Anfangs hielten die Feldherrn ihre Soldaten unter straffem Kommando, nach Kräften auch räumlich in Lagern beisammen. Sie versuchten, die Fraternisierung mit den Besiegten zu unterbinden. Solche Militärkolonien wurden überall: in Mesopotamien z. B. in Basra, in Ägypten in Fustat, in Tunesien in Kairawan (Qairawan). Viele dieser Garnisonen wurden Keimzellen heutiger Städte.

In dieser Frühzeit fielen Arabertum und Islam noch weitgehend zusammen. Lange vermochten die arabischen Reiterhorden jedoch Privilegien und Exklusivität nicht zu behaupten. Der Islam kennt keine Rassenschranken; er stuft die Bekenner nicht in bevorzugte Araber und geringwertige Neumuslime anderen Volkstums. So zumindest nach der Theorie! In praxi sah es wohl anders aus, sonst wären die unzähligen genealogischen Fälschungen, von denen man sich ja Vorteile versprach, nicht zu verstehen. Je mehr Einwohner der unterworfenen Gebiete zur neuen Lehre übertraten, um so größer wurde das Mißverhältnis zwischen echten Arabern und Alteingesessenen innerhalb der Glaubensgemeinschaft. Rein zahlenmäßig überwogen die letzteren oft schon nach kurzer Zeit, und soweit sie Städter waren, machte sie ihr höherer Bildungsstand für den Verwaltungsdienst unter arabischer Aufsicht unentbehrlich.

Zeitgenössische Berichte über die Eroberung Nordafrikas fehlen, was zu Recht als ein schweres Handicap für die historische Forschung beklagt wird (z. B. von BRETT). Erste Aufzeichnungen sind aus dem 9. Jh. erhalten, die meisten aus späterer Zeit, oft von einer Glorie des Erfolgs vernebelt.

‘Amr ibn al-‘As stieß gleich nach der mit zahlenmäßig nur geringen Streitkräften zustande gebrachten Eroberung Ägyptens (vgl. S. 601) westwärts vor und legte in Barqa in der Cyrenaica ein Lager als Ausgangspunkt für weitere Unternehmen an. Diese behielten zwischen 643 und 667 weit mehr den Charakter ausgedehnter Streifzüge als den einer systematischen Eroberung. Die berittenen Einheiten suchten wohl – so sieht es auch ABUN-NASR – in erster Linie militärischen Ruhm durch wagemutige Kommando-

unternehmen weit ins Hinterland fremder, andersgläubiger Länder und Kriegsbeute. Die Befestigungen der Byzantiner umging man vorerst weit südlich. Uqba ben Nafi, einer der fast legendären Anführer, gelangte so in den Fezzan und in die Oasen am Nordrande der Sahara.

Der militärische wie politische Ablauf der Unterwerfung der Berber sei ausführlich dargestellt, um die falsche Vorstellung von einem einmaligen Siegeszug der Araber bis hin zum Atlantik zu widerlegen und andererseits deutlich zu machen, wie unvermindert heftig die Berber ihre Unabhängigkeit verteidigten. Während bei Auseinandersetzungen in asiatischen Ländern oft eine Entscheidungsschlacht den Ausschlag gab, wogte in Nordafrika der Kampf über mehr als ein Jahrhundert hin und her, denn die Berber schlossen sich keineswegs spontan und begeistert der neuen Religion und den neuen Herren an.

Barqa in der Cyrenaika war die Operationsbasis, von der aus mindestens dreimal Vorstöße nach Tripolitanien und Tunesien unternommen wurden, ohne daß dies zu einer ständigen Besetzung ausgereicht hätte. Dabei übernahmen die Araber (647) die römische Provinzbezeichnung Africa in der Form von Ifrikiya. Hinzu kam als innerer Unsicherheitsfaktor die mehrfache Ab- und Wiedereinsetzung der verantwortlichen Befehlshaber je nachdem, ob sie in der Gunst des Khalifen blieben.

Uqba ben Nafi gründete bei einer weiteren, vom Glück begünstigten Unternehmung entlang der Oasenkette am Nordrand der Sahara 670 einen neuen Stützpunkt von der Bedeutung Barqas, das später berühmt gewordene Kairawan im mittleren Tunesien. Der Statthalter in Ägypten, dem zu dieser Zeit ganz Nordafrika unterstand, löste Uqba durch den freigelassenen Sklaven Dinar ab. Dieser warf den bisher so erfolgreichen Heerführer in Fesseln. „Uqba war der Typus des rücksichtslosen und tollkühnen arabischen Reiterführers; stolz wie er war, kannte er keine Kompromisse, und mit dem Schwert sollten die Araber siegen, nicht durch Diplomatie; unerbittlich bestrafte er die Renegaten“. So beurteilte der Orientalist C. H. BECKER diese fast zur Legende gewordene historische Gestalt, und den weiteren Ablauf der Ereignisse schilderte er mit den Sätzen: „Es hatten nämlich manche Berber den Islam angenommen, solange eine arabische Truppenmacht in der Nähe stand, um nach ihrem Abzug alsbald wieder abzufallen. Mit unpolitischem Hochmut behandelte er die stolzen Berberführer, die sich ihm anschlossen. Seine vielberühmten Razzias waren Bravourstücke ohne dauernden Erfolg, aber sie waren nach dem Geschmack der arabischen Kreise . . .“

Vor dem Urteil der Geschichte hat sein wenig bekannter Nachfolger Dinar ein viel größeres Verdienst, denn er wandte sich zum erstenmal nachdrücklich gegen die Byzantiner und betrat zugleich als erster den Weg der Verständigung mit dem Berberelement. Er scheint die Berber, vor allem ihren Führer Kusaila, nachdem er seine Überlegenheit bewiesen, auf gütlichem Wege gewonnen zu haben.“

682 setzte der Khalif Dinar ab und Uqba wieder ein; das Spiel begann von vorn, denn Uqba hatte nichts hinzugelernt. Er führte Dinars konziliante, auf Ausgleich bedachte Politik nicht fort; den einflußreichen Kusaila behielt er in seinem Lager in Gewahrsam, bis diesem die Flucht glückte. Mit schnell zusammengezogenen Berberkriegern vernichtete Kusaila die von Marokko zurückkehrende Truppe bei Biskra; auch Uqba fand den Tod. Dessen Grabmal wird noch heute häufig aufgesucht. Es ist eines der ältesten Bauwerke des Islams in Nordafrika. Die Araber gaben nahezu alle eroberten Gebiete bis auf die Cyrenaika wieder auf. Für wenige Jahre blieb fast der gesamte Lebensraum der Berber,

mit Ausnahme einiger noch von den Byzantinern gehaltenen Hafenstädte, unter Kusailas mehr nomineller Herrschaft frei.

Die Araber stützten sich bei ihrer nochmaligen Offensive auf ihre Mittelmeerflotte, die schon in der Lage war, das Vorgehen von Hasan al-Numan, dem Feldherrn, dem die endgültige Rückeroberung gelang, zu sichern. Dieser Syrer wandte sich zunächst gegen die Byzantiner. Anfangs blieben ihm diplomatische Erfolge bei den Berbern versagt.

Eine Anführerin, namens Kahina, hatte einige Stämme für den Kampf im Sinne des gefallenen Berberführers Kusaila zu begeistern vermocht. Der Eigenname dieser einflußreichen Frau soll Damya oder Dihya gewesen sein; Kahina, ihr Beinamen, ist das allgemeine arabische Wort für Wahrsagerin, Seherin. Ihr Lebenslauf ist ungesichert und legendenumwoben. Die Biographien, die Ibn Khaldun und ein anderer berberischer Genealoge bieten, widersprechen teilweise einander. (Es mag hier eingefügt werden, daß auch in späteren Jahrhunderten Frauen im Kampf eine entscheidende Rolle spielten, so 1857 Lalla Fatima als Seele des Widerstandes der Kabylen gegen die Franzosen.)

Am Aures vernichteten die Berber al-Numans Heer und trieben die Reste bis nach Tripolis zurück. Trotz dieses Erfolges vermochte sich die Kahina nicht lange zu behaupten. Geschickter Verhandlungstaktik gelang es, Führer einzelner Stämme von ihr zu trennen. Die Neigung der Berber zur Uneinigkeit zeigte sich auch hier wieder. Um 703 wurde die Kahina besiegt und getötet. Numan und sein Nachfolger Musa verstanden es, die Berber für sich zu gewinnen und deren Beutelust anzustacheln. Mit dem Berber Tariq an der Spitze setzten starke Streitkräfte von etwa 7 000 Berbern und wesentlich weniger Arabern 711 bei Gibraltar (*Djebel et-Tariq* = Berg des Tariq) nach Andalusien über, wo das Westgotenreich, durch Thronstreitigkeiten geschwächt, nur geringen Widerstand leistete. Aus Haß gegen die Gotenherrschaft scheinen die Spanier das Vordringen Tariqs zunächst begünstigt zu haben. Schon sieben oder acht Jahre nach der Landung drangen Araber und Berber über die Pyrenäen nordwärts. Erst genau ein Jahrhundert nach Mohammeds Tod fand dieses weite Ausgreifen bei Tours und Poitiers ein Ende.

Die Berber hatten bei diesen Kriegszügen Südwesteuropa kennengelernt und zweifellos ihr Weltbild beträchtlich erweitert. Man darf nicht, wie es eine übertrieben vereinfachende Geschichtsschreibung lange tat, diese Eroberungen als die alleinige Leistung arabischer Reitertruppen, angeblich nur von religiösem Eifer beseelt, hinstellen. Diese Einschränkung bedeutet nicht, deren Anteil als Geringfügigkeit abtun zu wollen. „Die Berber, als beutelustige Neumuslime, drängten, wie einst in Arabien die Beduinen nach Mohammeds Tod, zu weiteren Eroberungen . . . über die Meerenge nach Spanien“ (Tschudi).

Sehr bald entstand wiederum Uneinigkeit zwischen Arabern und Berbern, vermutlich wegen der Verteilung der Beute oder wegen der Stellenbesetzung, oder auch wegen des an den Arabern oft gerügten Hochmuts. C. H. BECKER sah z. B. den Hauptgrund für den Rückgang der islamischen Macht in Westeuropa im Gegensatz zwischen Arabern und Berbern. Der ganze Westen des Khalifenreiches, der sog. Maghreb, womit man damals Nordafrika und Spanien bezeichnete, unterstand häufig wechselnden Statthaltern mit Sitz in Kairawan. Deren Unterpräfekten für Spanien genossen eine sehr unabhängige, fast selbständige Stellung.

Eine religiöse Oppositionsbewegung innerhalb des Islams, die ihren Ursprung außerhalb Afrikas hatte, fand gerade hier begeisterte Anhänger. Einige Nachfahren sind ihr bis heute treu geblieben. Der vierte Khalif, Ali, hatte sich bei einer Auseinandersetzung

mit dem Statthalter in Syrien einem Schiedsspruch unterworfen. Dieser Lösung stimmte ein Teil seiner Anhängerschaft nicht zu; sie wandte sich von ihm ab und zog aus. Diese Handlungsweise brachte ihr die arabische Bezeichnung Kharidjiten ein. Eine kleine Gruppe fand in Nordafrika Aufnahme und fruchtbaren Boden für eine Lehre vom Prinzip der absoluten Souveränität des Volkes, das ungerechte oder unfähige Khalifen jederzeit ab- und gegebenenfalls auch Nichtaraber als solche einzusetzen berechtigt sei. Solche Gedanken fanden natürlich bei den obrigkeitsfeindlichen und stark individualistischen Berbern offene Ohren. Sie verbreiteten sich rasch, zumal zu dieser Zeit zusätzliche schwere Steuern und Willkürakte der Statthalter die Berber reizten. Bald hatte diese sektiererische Richtung ganz Nordafrika überzogen und dem orthodoxen Islam entfremdet. Innere Streitigkeiten im arabischen Lager begünstigten eine Aufstandsbewegung, die ihren Höhepunkt 741 in einer Schlacht am Sebu erreichte, wo die Berber die Araber vernichtend schlugen und bis Kairawan zurücktrieben. ABUN-NASR überschreibt das Kapitel über die Kharidjitenbewegung im Maghreb als „Berberreaktion auf arabische Vorherrschaft“.

Nur mit großer Anstrengung gelang es einem neuen aus Damaskus entsandten Statthalter, die Autorität wenigstens vorübergehend wiederherzustellen und einen Teil der Kharidjiten zum Einlenken zu bewegen. Aber alles das war nur von kurzer Dauer! Die Unruhe in Spanien und in Nordafrika ließ sich nicht mehr eindämmen. 750 lösten die Abbasiden die Omajjaden ab, der Sitz des Khalifen wurde von Damaskus nach Baghdad verlegt. „Der Staat der Omajjaden ist zerbrochen an den inneren Widersprüchen, die ihn von Anfang an belasteten. Er hielt in den alten Kulturländern an Stammesüberlieferungen der Steppe fest und gewährte der arabischen Kriegsaristokratie weiterhin die bevorzugte Stellung im Weltreich. Da die Rechtsansprüche der Eroberer nicht auf dem Arabertum, sondern auf dem Islam beruhten, mußten Konflikte entstehen, sobald große Massen der unterworfenen Nichtaraber den neuen Glauben annahmen, dann aber als Klienten Bürger zweiter Klasse blieben. Es gelang nicht, das Herrenvolk seiner Vorrechte zu entkleiden, ohne die Grundlagen des Staates zu gefährden“ (Tschudi).

Überlebende der Omajjaden-Dynastie gelangten flüchtend nach Kairawan und nach Spanien, wo einer Gründer eines rasch aufblühenden Reiches wurde. Im Maghreb entstanden wieder Berberreiche von unterschiedlicher Dauer, so in Sidjilmasa (jetzt Rissani) und in Tahert, wo der Perser Ibn Rustam einen theokratischen Staat kharidjitischer Richtung gründete, der bis zum Beginn des 10. Jh. ein bemerkenswertes kulturelles Leben entfaltete.

Gleichzeitig mit diesem endete 909 ein anderer kharidjitischer Staat im jetzigen Tunesien und Ostalgerien unter den Aghlabiden, die auch Sizilien unterwarfen und in ihrem Stammland die Landwirtschaft durch umfangreiche Bewässerung, größtenteils auf den Ruinen alter römischer Anlagen, gefördert hatten. Unter ihnen scheint die Arabisierung weit vorgeschritten, andererseits aber auch mancher Einfluß aus den anderen mediterranen Kulturen nach Nordafrika zurückgekehrt zu sein.

Eine religiöse Sonderform bildete ein Berghawata genannter Bund von Berberstämmen im Hohen Atlas aus. Sie legten sich ein eigenes Offenbarungsbuch in Berberisch zu und wichen so in ganz wesentlichen Punkten vom Islam ab, daß es eine offene Frage blieb, ob man sie überhaupt weiterhin als Muslime bezeichnen durfte. Immerhin hielten sie sich rund 300 Jahre in ihren abgeschlossenen Bergnestern, bis sie in der Mitte des 12. Jahrhunderts eine andere berberische Macht auslöschte.

Der Widerstand der Berber gegen jede Zentralgewalt hatte sich so oft geschichtlich gezeigt, daß es nicht verwundert, wie schnell sie bei der Schwächung des Abbasiden-Reiches, das nominell seine Ansprüche über Nordafrika nie aufgegeben hatte, die Gegenrichtung unterstützten. Mit Hilfe der Kutama-Berber ließen sich schiitische Fatimiden in Ifrikiya nieder und riefen dort ein Gegenkhalifat aus. Dieses neue Reich, wieder mit fremder Führungsschicht, aber berberischer Bevölkerung, umfaßte nun nicht nur den ehemaligen Aghlabidenstaat von Ifrikiya und Sizilien, sondern auch vorher kharidijitische Fürstentümer, wie die von Tahirt und Sidjilmasa. Die neuen Herren unterbrachen den wirtschaftlichen Aufstieg nicht. Ibn Hawkal, ein Geograph des 10. Jahrhunderts, bezeugt den Wohlstand dieser Gebiete. Wie eh und je, wandten sich die Berber bald gegen die neue Führung, die sie wohl nicht gleichberechtigt genug behandelt und ihr religiöses Empfinden durch Verspotten der vielen Lokalheiligen gereizt hatte. Ein blutiger berberischer Aufstand brachte die Fatimiden 944–47 in solche Bedrängnis, daß sie sich von ihrer Operationsbasis Ifrisiya aus nach Osten absetzten, Ägypten eroberten und 973 schließlich ganz nach Kairo umsiedelten. Nicht in der Lage, von dort aus die unruhigen Berber zu regieren, übertrugen sie die Oberhoheit über den Maghreb den berberischen Ziriden. Zuerst fiel Ostalgerien ab und wenig später kündigten ihnen jene selbst die Gefolgschaft, kehrten zur Orthodoxie zurück und erkannten das abbassidische Khalifat an. Diese Schaukelpolitik war wohl kaum Ausdruck theologischer Umkehr, sondern lediglich ein Mittel, die Unabhängigkeit der Berber zu sichern.

Diese Entwicklung trifft in erster Linie für Tripolitanien, Tunesien und Algerien zu. Marokko blieb organisatorisch zersplittert. Stammesföderationen, wie die schon genannten Berghawata oder die Zenata um Fez und die Ghumara in Nordmarokko, hielten für kurze Zeit; die Mehrheit des Berglandes jedoch zerfiel in eine Unzahl autonomer Stämme, deren Unabhängigkeit eher durch die geographische Abgeschiedenheit als durch eigene Macht erhalten geblieben war, bis die aus Arabien stammenden Idrisiden antikharidijitischer Überzeugung von Fez und Meknes aus ein großes Gebiet unterwarfen, in dem sie die Arabisierung auch mit Hilfe von Zuwanderern aus Spanien und Tunesien in Gang setzten.

In diese Welt mit entfernten Zentralgewalten (Kairo und Baghdad) und einem weitgehend ausbalancierten inneren Kräfteverhältnis, dazu noch einer gesunden wirtschaftlichen Grundlage, brachen in der Mitte des 11. Jahrhunderts aus verschiedener Richtung Ereignisse ein, die die bisherige Struktur schwer erschütterten und in vieler Hinsicht für immer ablösten. Bisher war das echt arabische Element in der Bevölkerung minimal und auf die Städte beschränkt geblieben. Im wesentlichen lebten die Berber unter sich, auch wenn sie, wenigstens in der Oberschicht, Arabisch als zweite Sprache angenommen hatten. Aus welchen Gründen immer, vielleicht einfach zur Entlastung Ägyptens, fädelten die Fatimiden einen gewaltigen Vorstoß arabischer Beduinen gegen den Maghreb, die sog. Hilalische Wanderung, ein. Die Beni Hilal und die Beni Sulaym, bewegliche Reiter, echte Nomaden aus Nordarabien oder Syrien, hatten nur kurz in Ägypten haltgemacht, überumpelten die kleinen Berberreiche und drangen westwärts vor. Die Auswirkung dieser Nomadeninvasion war furchtbarer als alle Besatzungen vorher. Sie ruinierten die Wirtschaft, indem sie Agrarland als Weidegrund reklamierten, und zerstörten den Wohlstand. Selbst der Araber oder Halbberber Ibn Khaldun läßt seine Vorbehalte gegenüber diesem

Zustrom anklingen: „Sie brachen in Ifrikiya ein wie ein Schwarm von Heuschrecken, alles, was sie auf ihrem Wege trafen, verderbend und zerstörend“.

Diese Beni Hilal unterschieden sich von den früher zugewanderten Arabern. Waren die ersten Eroberer Krieger gewesen, die ohne Frauen ins Land einbrachen, sich für ein Herrendasein auserkoren fühlten und dazu als Boten der neuen Religion eine Sonderstellung beanspruchten, so traf das alles für die Hilal und Sulaym nicht mehr zu. Sie kamen als Nomaden mit Familien und Herden, wirtschaftlich vergleichsweise primitiv und intellektuell bei weitem nicht auf der Höhe der islamischen Führungsschicht in den Städten.

Die Hilalische Wanderung brachte nicht nur erstmals einen zahlenmäßig beträchtlichen Zustrom arabischen Blutes nach Nordafrika, dessen Schätzung auf 200 000 LABOURET für zu hoch hält, sondern zugleich den Rückfall in eine weitgehend überwundene Kultur- und Wirtschaftsstufe. Sie selbst zerstörten strichweise, was in Generationen von anderen Arabern in Zusammenarbeit mit Berbern auf der altmediterranen Grundlage geschaffen oder erhalten worden war. Während sich die Beni Hilal, unter deren Ansturm Kairawan in Trümmern gegangen war, über Tunesien und Algerien langsam westwärts schoben, drehten die Beni Sulaym schon bald nach Süden ab. Ihr Einfluß wurde vorwiegend in der Sahara und im Sudan spürbar.

Zur gleichen Zeit wurde unabhängig eine Bewegung geboren, die das bis dahin wenig entwickelte Marokko voranbrachte. Die Sanhadja, eine berberische Stammesföderation im äußersten Südwesten, die sich in Mauretania bis zum Senegal ausdehnte, wurde von einem aus der Nähe von Marrakesch stammenden Schriftkundigen, den einer der Stammesführer von der Pilgerfahrt mitgebracht hatte, tief aufgewühlt. In seiner Einsiedelei weit im Süden bildete dieser Nicht-Berber eine stattliche Zahl *al-Murabitun*, d. h. wehrhafte Mönche (woraus dann später in der spanischen Form Almoraviden wurde), heran. Als er 1056 seine Schüler und Krieger zum Kampf gegen die vom rechten Glauben abgefallenen Stämme des Nordens, z. B. die Berghawata, aufrief, wirkte das religiöse Motiv. Die Almoraviden drangen aus ihren Halbwüsten über das Wadi Draa nordwärts und rollten Marokko von Süden auf, eroberten die westliche Hälfte Algeriens und das muslimische Spanien. „Während seit dem Einbruch der Hilal-Beduinen Ifrikiya einem politischen und wirtschaftlichen Verfall preisgegeben war, führte das Vordringen der almoravidischen Berber zur Gründung eines blühenden Großreiches, und das in einem Gebiet, wo seit der muslimischen Eroberung und schon lange vorher die Stämme in wilder Anarchie gelebt hatten . . . Die damit gestellte Aufgabe überstieg die Fähigkeiten dieser Nomaden, die fünfzig Jahre früher nichts anderes gekannt hatten als die Sahara. In der Tat brach ihr Reich in der Mitte des 12. Jahrhunderts nach einer Dauer von kaum hundert Jahren auseinander. Aber trotz dieser Kurzlebigkeit hatte es dazu beigetragen, zwischen Spanien und Marokko Kulturbeziehungen zu schaffen, die erst mit dem Fall Granadas 1492 abrissen. Marokko hatte seit der arabischen Eroberung sozusagen außerhalb der muslimischen Kultur gestanden. In dieser Beziehung konnten die Almoraviden selber nur wenig beisteuern. Aber kaum hatten sie in Spanien Fuß gefaßt, erlagen sie dem Zauber all dessen, was sie dort an Schönheit und organisatorischer Leistung vorfanden. So übertrugen sie nach Marrakesch, das ungefähr 1060 gegründet wurde, und in die anderen Städte Marokkos in wahlloser Mischung politische und administrative Einrichtungen, Kochrezepte, Kleidermoden und eine Architektur, die sich durch Harmonie der Gesamt-

anlage wie durch die Feinheit des Dekors auszeichnet. Die Geburtsstunde der spanisch-maurischen Kultur hatte geschlagen“ (LE TOURNEAU).

Die maurische Kultur, wie wir sie heute noch in Marokko vorfinden und in Südspanien als steinerne Zeugen der Vergangenheit bewundern, hat drei Wurzeln: die altiberische, die berberische und die arabisch-orientalische.

Die Hilal zerstörten aus aufgewiegelter politischer Leidenschaft und Beutegier alles gründlich; die Sanhadja und die ihnen angeschlossenen Berberstämme dagegen zwangen aus vermeintlicher Glaubenstreue Ketzler zur Umkehr, erhielten aber die vorgefundenen wirtschaftlichen Grundlagen und die Baukunst, ja sie übertrugen sie sogar aus den eroberten Gebieten in ihre Heimat. Welch ein Unterschied in der Handlungsweise zwischen den arabischen Vollnomaden und den berberischen Halbnomaden in der gleichen Epoche! Den Hilal und Sulaym waren andere Nomadenstämme gefolgt. Dennoch verlief diese Bewegung zunächst nicht überall stürmisch. Erst die von el-Mansur 1187 befohlene Deportation dreier großer Araberstämme in die atlantische Ebene Marokkos hat nach CORNEVIN die Arabisierung und den Schwund an bebautem Land im äußersten Nordwesten „furchtbar beschleunigt“.

War die Almoravidbewegung im Grunde religiös motiviert gewesen, so auch ihre Ablösung. Diesmal war der geistige Urheber selbst ein Berber aus dem Hohen Atlas vom Stamme der Masmuda. Ibn Tumart hatte als junger Mann an den berühmten Bildungsstätten Nordafrikas und des Orients studiert. Er kehrte in seine Heimat zurück, begleitet von einem in der Gegend von Oran geborenen Berber, der später sein Nachfolger werden sollte. Obwohl beide zu ihrer Zeit gewiß gebildete Männer waren, erlagen sie doch dem verbreiteten genealogischen Unfug, sich einen Stammbaum, der bis in die Nähe des Propheten zurückführt, zuzulegen. Man mag ihnen Zweckmäßigkeitserwägungen zugute halten, denn ihre Reform, die den Islam von Anthropomorphismen reinigen wollte, wurde dadurch untermauert, daß sich Ibn Tumart den Titel eines Mahdi zulegte (was am treffendsten mit der „Rechtgeleitete“ oder „Verheißene“ zu übersetzen ist), wie vorher schon der erste Fatimide und nachher noch manch anderer. Der wohl bekannteste trat 1881 im Sudan auf (vgl. S. 606).

Wieder mit der Parole der Reinerhaltung des Islam lösten die Almohaden die Almoraviden ab. Als sie den Thron von Marrakesch bestiegen, übernahmen sie jene bereits hochentwickelte spanisch-maurische Kultur und – abgesehen vom theologischen Standort – nutzten sie die Erfahrungen ihrer berberischen Vorgänger, wodurch ihnen viel Lehrgeld erspart blieb. Es gelang ihnen sogar, den Herrschaftsbereich auszudehnen, so daß schließlich von der Syrte bis zum Atlantik und von der Sahara bis zum Tejo ein einheitliches Reich unter berberischer Führung bestand, an dessen Hof sich Philosophen, Dichter und Historiker, Juristen und Theologen einfanden, unter ihnen viele, deren Namen auch heute keineswegs vergessen sind. Diese geistige Elite kam aus vielen Ländern islamischen Glaubens und brachte Ideen und Vorstellungen mit sich, die das bis dahin relativ abgeschlossene Marokko prägen halfen. Im inneren Aufbau des Almohadenreiches hielt man an berberischen Grundsätzen fest, z. B. an dem den Herrscher umgebenden Rat, Djema'a. Die Almohaden setzten sich zum großen Teil aus sesshaften Berbern zusammen, die in Transhumanz ihre Herden unter Aufsicht von Lohnhirten an den Hängen des Atlas zwischen Sommer- und Winterweiden pendeln ließen, während sie sich selbst vorwiegend dem Ackerbau widmeten. Daraus ergab sich fast zwingend ihre Zurückhaltung Nomaden ge-

genüber. Sie versuchten, die Hilal zu zersplittern und in verschiedene Landschaften zu verpflanzen; selbst den nomadischen Berbern am Saume der Sahara zwangen sie Beschränkung auf. Solange die Almohaden das Heft fest in der Hand hatten, scheinen sich die Nomadenstämme gebeugt zu haben. Als sie aber die ersten Schwächezeichen zu erkennen glaubten, waren sie schnell im Aufstand. Auch das Almohadenreich hat nur wenig über 130 Jahre Bestand gehabt.

Dem Zusammenbruch des Almohadenreiches leisteten weiter bestehende berberisch-arabische Spannungen ebenso wie der schon sattsam bekannte berberische Gruppenegoismus Vorschub. Das Ende brachte 1269 die Einnahme Marrakeschs durch die Beni Merin, aber andererseits auch Angriffe von außen. Am Ende der Almohadenherrschaft war Spanien bis auf Granada von den Christen zurückerobert. Dieser territoriale Verlust löste den Zuzug vieler Flüchtlinge maurischer Herkunft nach dem Maghreb aus. Andalusische Muslime wandten sich ebenso nach Algier und Tunis, und viele kopierten in verständlicher Heimattreue Baudenkmäler, die sie auf iberischem Boden zurückgelassen hatten. Wie manche Stadt Marokkos zeigt nicht deutliche Anklänge an berühmte Bauten Südspaniens! Aus der Erbmasse des Großreiches gingen viele Kleinfürstentümer hervor. Auch im Siedlungs- und Kulturlandschaftsbild sind Spuren der aus Andalusien Geflüchteten in Nordafrika vielfach von Geographen (wie MENSCHING 1973: 59) erkannt worden.

Im Mittelalter war die Islamisierung Nordafrikas praktisch vollendet, wenn wir die verschiedenen Sonderformen oder Sekten einbeziehen. Die Arabisierung lief jedoch weiter, und gerade sie muß deutlich von der Islamisierung unterschieden werden. Natürlich brachte die Verkündung der Lehre Mohammeds immer größere Volksmassen mit der arabischen Sprache in Berührung, die auch die Höfe der berberischen Dynastien beherrschte. Überhaupt bediente sich die Gebildeten schicht des Arabischen, während die Dorfbewohner und Nomaden noch bei ihren Stammesdialekten blieben.

Für den Fortgang der Arabisierung im sprachlichen wie im völkischen Sinne muß auch die Eigenheit des arabischen Stammesbegriffes in Betracht gezogen werden, worüber auf S. 589 mehr gesagt wird. Bleibt schon aus anthropologischer Sicht die Homogenität der Stämme fraglich, so sind es die genealogischen Beweise noch mehr. Vorsicht und Mißtrauen sind immer am Platze (vgl. S. 602). Ibn Tumart hatte seinen Führungsanspruch in der Almohadenbewegung mit einer genealogischen Fälschung abgestützt. Es blieb nicht die einzige. „Heute rühmen sich die meisten Einwohner dieses Gebiets eines arabischen Ursprungs, der kaum wahrscheinlich ist“ (LABOURET). Ein recht stattlicher Kreis geht im Anspruch seines Adels noch weiter; er legt sich den Titel *Shorfa'* zu, eine dialektische Abteilung von *Sherif*, das eigentlich edel, erhaben bedeutet, im allgemeinen aber sogar als Herkunft vom Stamme des Propheten durch seinen Enkel Hasan b.'Ali verstanden wird. Ibn Khalduns Vorliebe für lange Ahnentafeln hat sein Werk über die Berber kaum bereichert. STROTHMANN sprach von „Stammbaumkonstruktionen“ und WÖLFEL wurde noch deutlicher: „Was Ibn Khaldun in seiner Geschichte über Herkunft, Abstammung und Einteilung der Berber erzählt, ist genealogische Fabelei“.

Das Judentum Nordafrikas reicht geschichtlich weit zurück. Alexandrien hatte schon im Altertum eine starke, wirtschaftlich und geistig aktive jüdische Gemeinde. Auch in Karthago war sie vorhanden. Die Verbreitungskarten H. Z. HIRSCHBERG's weisen die Kette von jüdischen Gemeinden aus, welche in griechisch-römischer Zeit schon vom Nil bis zum Atlantik in Küstenstädten reichte, und bis zum Ende des Mittelalters an Dichte

und Ausdehnung südwärts zunahm. Jüdische Gelehrte sind namentlich überliefert, die in Kairawan und Fez gewirkt haben. Überwiegend waren die nordafrikanischen Juden im Handwerk und Handel tätig. Judenverfolgungen, mehrfach mit Ausweisung verbunden, hat es schon früh gegeben. Hart wurden die spanischen Juden von den Almohaden und später den christlichen Herren im 14./15. Jh. angefaßt. In dieser Zeit flüchteten viele nach Nordafrika. Sie schlossen sich meist schon bestehenden jüdischen Gemeinden an.

Nach dem Zerfall der Almohadenherrschaft bildeten sich in Nordafrika drei unabhängige Sultanate mit Residenzen in Fez, Tlemcen und Tunis. Ungeachtet der Rivalität untereinander zeigten sie, wie STYERS darlegt, ein gemeinsames Merkmal: nur jeweils ein Teil des Landes war fest im Griff der Machthaber; „das übrige Reichsgebiet wurde von Stammesführern beherrscht, die die Dynastien zwar nominell anerkannten, den Anschluß an die zentrale Verwaltung, d. h. besonders die Steueradministration und die Jurisdiktion, jedoch nicht zuließen. Die Fortdauer der imperialen Verwaltungsordnung mit ihren unscharfen Grenzen zwischen zentraler Administration und zentralisierten Stammesföderationen ist das Kennzeichen der Geschichte Nordafrikas vom 13. bis zum 19. und 20. Jahrhundert“. Solch eine Staatsstruktur ließ natürlich den auf Unabhängigkeit erpichten Berbern noch genügend Freiraum.

Das 16. Jh. brachte erneut Eingriffe von außen: Die Spanier griffen mit ihrer Flotte wichtige Küstenplätze an, von denen sie einige besetzt hielten. Korsaren erwiesen sich jedoch bald als erfolgreicher. Ihrer Abenteuer- und Beutelust verdankte das osmanische Reich Gewinne im Maghreb.

In Algier ließ sich ein ebenso kühner wie gefürchteter Seeräuber zum Sultan ausrufen. Die sogenannte Barbareskenküste wurde zum Schrecken der internationalen Seefahrt. Wie heterogen sich die städtischen Bewohner zusammensetzten, läßt eine Übersicht für Algier erkennen: danach lebten dort und in unmittelbarer Umgebung 1568 rund 30 000 Janitscharen, Korsaren, Renegaten usw., 12 500 alteingesessene Städter, 6 000 aus Spanien vertriebene Muslime (*Morisicos*), 5 000 Juden, 3 500 Berber aus der Kabylei, einige Tausende Araber und 25 000 gefangen gehaltene Christen, meist von den Seeräubern eingebrachte Beute, die z. T. gegen hohes Lösegeld wieder freigelassen wurde. Cervantes erlitt dieses Schicksal wie viele seiner Zeitgenossen, die sich auf das damals unsichere Mittelmeer wagten. Aus der Vermischung von Janitscharen mit den einheimischen Frauen entstand eine Kulughili (Quloghlu) genannte Notabelnschicht. Zum osmanischen Hoheitsbereich gehörten Ägypten und westwärts die Cyrenaika, Tripolitaniern, Tunesien wie ein Teil Algeriens. In der Sahara hielten die Türken kleine, oft von Tropenkrankheiten zerrüttete Garnisonen in einigen Oasen; zeitweise dehnten sie sich bis Murzuk aus (vgl. PITCHER Karten 21–24, 36).

Obwohl die Hohe Pforte ihre Statthalter in Afrika anfangs nur für kurze Amtszeiten ernannte, um dadurch dem Abfall und Selbständigkeitsgelüsten vorzubeugen, konnte sie dennoch den Aufstieg einzelner Sippen zu Landesherrn mit nur geringem Gehorsam gegenüber Konstantinopel nicht verhindern. In der männlichen Ahnenreihe waren das nahezu ausschließlich Nichtberber. Die Berber blieben in den sich entfaltenden Städten des Küstensaumes am Handel nur unwesentlich beteiligt, hingegen in Dienstleistungsberufen, wie in Mühlen, Bädern, Karawansereien und Schlachthöfen stark vertreten. Die zuletzt in die Städte zugewanderten Landleute stellten meist die ungelerten Tagelöhner und Lastträger.

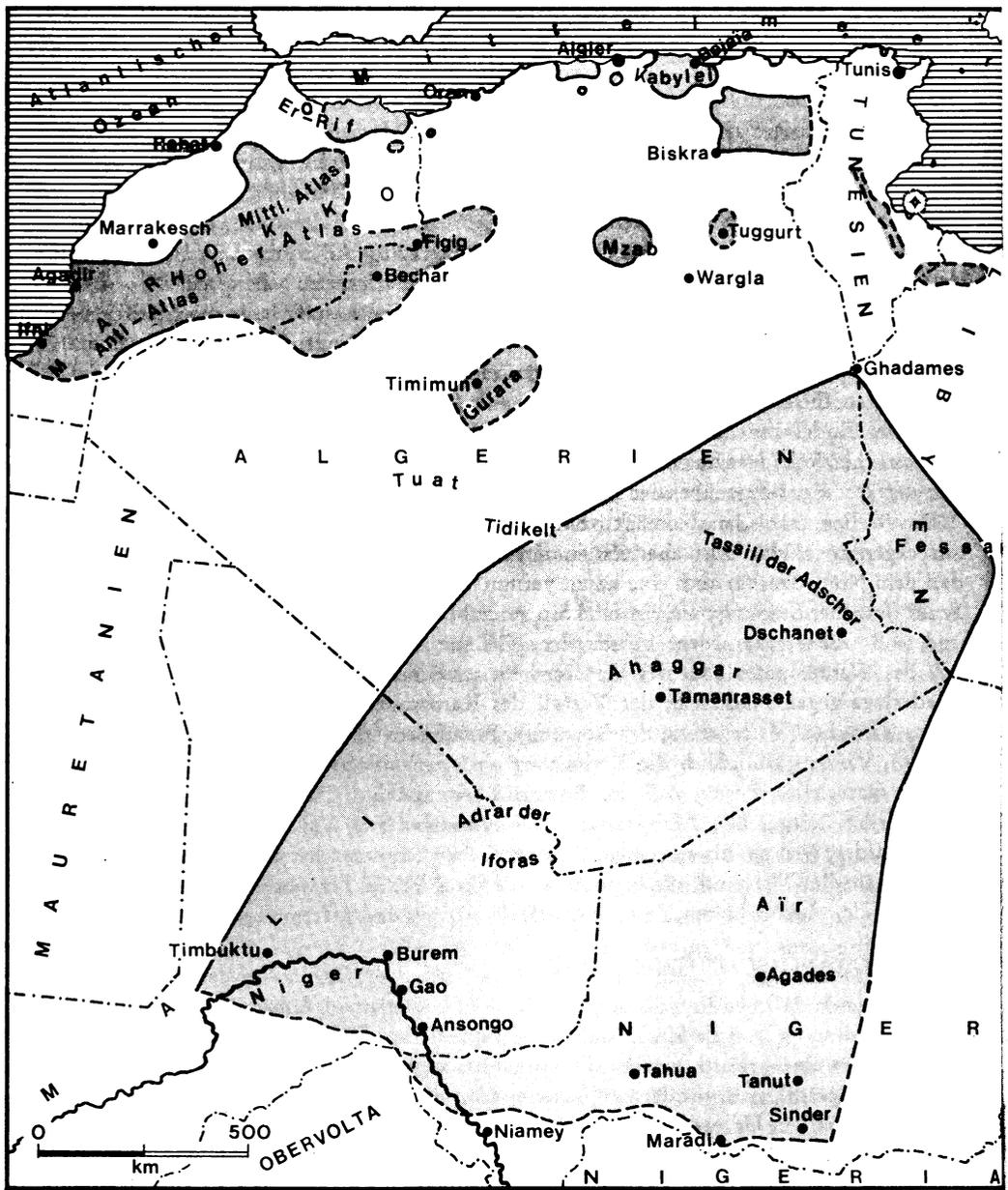
Marokko blieb von osmanischer Besetzung verschont. Die ökonomische Basis einer für die Verhältnisse gut entwickelten Landwirtschaft wurde durch Handel, auch mit westeuropäischen Seemächten wie England und Holland, ergänzt. Lukrativ war besonders der Export von Gold, dies kein Landesprodukt, sondern aus dem Sudan. Ende des 16. Jh. griff Marokko militärisch nach den Herkunftsgebieten dieses Edelmetalls und führte gegen das westsudanische Reich Songhay einen Eroberungskrieg. Allerdings vermochte man die Anfangserfolge dieser imperialistischen Politik auf Dauer nicht zu behaupten.

In dieser Epoche formte sich das Bild Nordafrikas auch außerhalb der Städte, meist ohne wirkungsvolle Eingriffe der Zentralgewalt, im zähen Ringen zwischen Sesshaften und Nomaden weiter in Richtung auf den gegenwärtigen Zustand aus. Die Nomaden blieben die einzigen, die die Steppen und Halbwüsten noch nutzten. Es hatte berberische Nomaden vor dem Eindringen des Islam gegeben. Die Beni Hilal haben gewiß nicht das nordafrikanische Nomadentum erfunden, aber sie haben ihm durch ihre Masse, durch ihr Durchsetzungsvermögen gegenüber den Bauern Auftrieb gegeben.

Die Wellen arabischer Nomaden hatten zunächst zerstörend gewirkt und den Anbau zurückgedrängt. Hatte sich aber erst einmal die Kampfeslust gelegt, so zeigte sich vielfach, daß dem Nomadentum auch eine kaum vermutete Neigung zur Sesshaftigkeit innewohnte. Fraktionen der Stämme oder einzelne Sippen haben oft das Wanderhirtentum aufgegeben und sind sesshaft geworden. Verschiedene Gründe mögen das bewirkt haben: der Verlust des Weideraumes oder des Herdenviehs, entweder naturbedingt oder infolge einer Niederlage gegen Nachbarn; der Verfall des Karawanenbetriebs, der regelmäßige Einnahmen brachte (Verlagerung der Routen, z. B. auf Seeverkehr oder neuerdings auf Lastwagen), viertens schließlich die Verlockung einer technisierten Zivilisation mit so reichlichem materiellen Besitz, daß die Beweglichkeit abnahm. Für alle Motive gibt es in Nordafrika Belege. Leo Africanus (*Hasan Mohammed el-Wazzan, 1495 bis ca. 1550*) z. B. schildert Meknes als aus einem Streit zwischen Stämmen hervorgegangen: „Eine davon behielt die Oberhand; die besiegte wurde ihres Viehes beraubt und konnte sich nicht mehr auf dem Lande halten, sie versammelte sich daher und stiftete diese Stadt“.

#### ETHNOGRAPHISCHE ÜBERSICHT

Dieser geschichtlichen Entwicklung zufolge und besonders in Anbetracht der zunehmenden Arabisierung in dem Sinne, daß die Gruppen ihre berberische Herkunft vergaßen oder bewußt eine gefälschte arabische vorgaben, zeigte sich der berberische Lebensraum nicht mehr geschlossen, sondern in voneinander entfernte Kerngebiete und Einzelvorkommen zerfallen. Unterscheidet man ausschließlich nach der *S p r a c h e*, so sind heute die Berberophonen weit im Hintertreffen gegenüber den Arabophonen. Fachleute schätzen, daß es mehr als 5 Mill. (nach dem Lexikon der islamischen Welt, 1974, sogar 6 Mill.) rassisch leidlich rein gebliebene Berber gibt, wovon aber mehr als 90 % zweisprachig sind. Vermutlich sind nur noch alte Frauen in abgelegenen Dörfern verkehrsarmer Regionen des Arabischen völlig unkundig geblieben. Insofern sind auch die meisten Verbreitungskarten der Berberophonen mit der Einschränkung zu lesen, daß die Zweisprachigkeit nicht ausreichend erkennbar wird. Das gilt auch für die Karte von BASSET (1952), welche BOUSQUET (1967) und GELLNER (1973) unverändert übernahmen. Die Schule mit Arabisch als Unterrichtssprache, die dominierende Stellung des Arabischen in der Verwaltung, beim Militär, in der Presse und bei dem auch unter Analphabeten sehr



Zweisprachige Gebiete arabisch-berberisch



Zweisprachige Gebiete arabisch-berberisch mit fließender oder ungesicherter Abgrenzung

(Nach Basset 1952, Bouquet 1967, Gellner 1973).

Karte 23 Zweisprachige Gebiete Arabisch und Berberisch

wirksamen Rundfunk festigen die Zweisprachigkeit der berberischen Bevölkerung. Vor dem 2. Weltkrieg ermittelte LABOURET folgende Verhältniswerte: In Marokko machten damals die Berberophonen 40 %, in Algerien 30 % und in Tunesien 2 % (nach der *Encyclopaedia of Islam* nur 1 %) der Gesamtbevölkerung aus. MONTAGNE schätzte zur gleichen Zeit für Marokko den Anteil der Berber auf 40 bis 45 %, ebenso hoch den der arabisierten Berber, den der echten Araber dagegen nur sehr niedrig. ACHENBACH bot eine Übersicht der demographischen und linguistischen Verhältnisse in den Zentren der algerischen Berber, der Kabylei und dem Aures (heute administrativ Wilaya Tizi Ouzou und Wilaya Batna), wonach 1966 dort 1 Million Menschen berberische Dialekte als Muttersprache angaben. Setzt man das in Verhältnis zu der damaligen Gesamtzahl von rund 12 Millionen Einwohnern Algeriens und schätzt man die Berber in den übrigen Landesteilen nochmals sehr hoch mit 500 000, so ergibt das auf keinen Fall mehr die von LABOURET behaupteten 30 %.

Die Zweisprachigkeit hat auch in den anderen Verbreitungsgebieten berberischer Dialekte (vgl. Bd. 1, S. 285) zugenommen. Von Mauretanien reicht der Raum, in dem geschlossen oder inselförmig noch berberisch gesprochen wird, einerseits über Marokko in die Kabylei und den Aures; andererseits über einige Oasen der Sahara und das Verbreitungsgebiet der Tuareg weit nach Osten, allerdings an Bedeutung ständig abnehmend. In Tunesien hält sich Berberisch nur noch auf der Insel Djerba, in Libyen am Djebel Gharian und Djebel Nefusa, dazu noch in einigen Oasen bis hin nach Siwa im westlichen Unterägypten.

Wie vorsichtig man bei Aussagen über die Homogenität solcher Sprachinseln bleiben sollte, sei am Beispiel Djerba demonstriert. Nach Ermittlungen eines französischen Verwaltungsbeamten (FREUND 1970: 38), welche er in langen Jahren auf dieser Insel anstellte, waren 1939/40 nur rund 4 % berberophon, 22 % zweisprachig und fast drei Viertel arabophon.

Die Gesellschaftsstruktur der Berber weist in Marokko und Algerien, zum geringen Teil auch noch in Tunesien, manche gemeinsame Grundzüge auf, die allerdings bei den berberophonen Minderheiten weiter ostwärts entweder seit jeher fehlen oder schon früh verlorengingen, möglicherweise unter dem Einfluß des Islams oder der arabischen Majorität.

Die Familie ist die kleinste soziale Einheit, zu der zuweilen noch weitere Verwandte (Elternteil, Witwen, Waisen) gehören. Sie leben um eine gemeinsame Feuer- oder Herdstelle. Patriarchale Großfamilien kannte man in der Kabylei unter der Bezeichnung *Kharruba*, westlich davon als *Ikhs*. Sie bildeten oft auch hinsichtlich des Besitzes und der landwirtschaftlichen Arbeit eine Einheit. Die Vereinigung mehrerer Herdstellen wird häufig mit dem arabischen Wort *Duar* bezeichnet. Sie umfaßt meist Familien gleicher Abstammung, in die aber auch Berber fremder Stämme und selbst Araber aufgenommen werden können (vgl. die Ausführung über die anthropologische Heterogenität der Stämme S. 602). Nach LABOURET umfaßte ein Duar im Durchschnitt 20 Herdstellen; mehrere Duars bildeten schließlich eine Stammesfraktion, nach BOUSQUET in der Größe von 300 bis 500 Herdstellen.

Die übergeordnete Gliederung in Stämme besteht zwar prinzipiell noch auf der oft recht fiktiven Anerkennung eines gemeinsamen Vorfahren, stellt aber in der Praxis schon mehr ein lockeres Solidaritätsverhältnis dar und blieb ohne nennenswerten wirtschaft-

lichen und sozialen Einfluß in Friedenszeiten. Noch lockerer und zeitgebundener sind dann die Stammesverbände, in der Regel Zweckbündnisse zur Erreichung eines politischen Ziels, die durch Führungspersönlichkeiten wenigstens so lange zusammenhalten werden, wie ihnen Erfolg beschieden ist.

Seit dem Mittelalter ist die Bedeutung von Ratsversammlungen, mit dem arabischen Wort *Djema'a* benannt, für viele Angelegenheiten des täglichen Lebens wie auch für die Erledigung einfacher Rechtsstreitigkeiten nachzuweisen. Es ist ein Gremium alter, einflußreicher Männer. Das nicht kodifizierte Gewohnheitsrecht (*'urf*) und Präzedenzfälle aus der Vergangenheit galten als Rechtsnormen, nach denen man entschied, oft ohne Beachtung anderslautender Regelungen im islamischen *Shari'a*-Recht. MONTAGNE sah in diesen beiden Institutionen, *djema'a* und *'urf*, Eckpfeiler des berberischen Gemeinschaftslebens. Seit der Unabhängigkeit ist in Algerien nominell ein (meist wesentlich verjüngter) Gemeinderat an die Stelle der *Djema'a* getreten.

Bei den Berg- oder Oasenbewohnern rief die *Djema'a* zu Gemeinschaftsarbeiten auf, die keineswegs mit Fron gleichzusetzen sind, sondern tatsächlich der Allgemeinheit zugute kamen, sei es als Wegebau, Errichtung und Instandhaltung von Dämmen und Bewässerungskanälen, Ausbau und Säubern von Brunnen oder dergleichen. Auch die Errichtung großer Getreidespeicher, *Agadir* genannt, gehört zu solchen Gemeinschaftsaufgaben. Bei den Kabylen gingen diese allgemeinen Verpflichtungen so weit, daß auch das Beckern der Felder von Witwen, Häuserbau, Herstellen von Webstühlen und ähnliches dazu gehörten.

Obwohl die Berberfrau in der *Djema'a* kein Stimmrecht hat, ist ihre Stellung doch keineswegs so niedrig wie die der städtischen Orientalin. Sie trägt im allgemeinen keinen Schleier, genießt in der Familie und auch in der Öffentlichkeit Achtung, und viele bedeutende Vertreterinnen brachten es zu politischem Einfluß; man denke an die schon erwähnte Kahina. Die bei den Tuareg beobachteten mutterrechtlichen Züge werden gelegentlich den Berbern insgesamt zugesprochen. Diese Verallgemeinerung ist nur schwach gerechtfertigt. Ältere Belege fehlen oder sind vieldeutig; das jetzige Erbrecht der Berber, vom Koran beeinflußt, bietet kaum Anhaltspunkte dafür.

Für die Berbergesellschaft ist (oder war zumindest auf dem Lande) eine Zweiteilung charakteristisch. In Marokko wird eine solche Hälfte *Leff*, in Algerien *Soff* genannt. GELLNER sieht in ihnen „famous moities“, die wesentlich dazu beitragen, in Ethnien mit segmentärer Struktur durch zwei etwa gleich mächtige Lager einigermaßen Frieden zu bewahren. Das waren und sind keine Vorläufer politischer Parteien, vielmehr Zusammenschlüsse für die Erledigung von Tagesanliegen, Rechtsfragen, weiterreichenden wirtschaftlichen oder personellen Anliegen und früher gewiß auch von Fehden oder Feldzügen. Nach MONTAGNE nahm die tatsächliche Bedeutung der *Leff* in Marokko seit der Jahrhundertwende in dem Maße ständig ab, in dem die Machtfülle und Einflußmöglichkeit der großen, von den Franzosen gestützten Qaids zunahm.

Die überwiegende Mehrheit der bisher behandelten Bewohner Nordafrikas sind Muslime sunnitischer Prägung und nach der Zuordnung zu den Rechtsschulen Malekiten. Ausnahmen bleiben Oasenbewohner im Mزاب samt anderer verstreuter Reste der Kharidjiten (d. h. der Schiiten) z. B. auf der Insel Djerba. Im religiösen Alltagsleben spielen islamische Bruderschaften eine große Rolle. Es ist irreführend, die für sie allgemein akzeptierte Bezeichnung *Tarika* mit Sekte oder Orden zu übersetzen. Die erste läßt den

Eindruck entstehen, die Mitglieder hätten sich – auch theologisch – von der Mutterkirche getrennt, die zweite, sie entsagten dem weltlichen Leben. Beides ist falsch. Die Zahl der Tarika ist beträchtlich, nur wenige haben allerdings überregionale Bedeutung. Die Rahmaniya, die Khadiriya, die Tidjaniya und die Senussiya seien herausgegriffen. Heiligenverehrung, oft die des Tarika-Stifters, ist wesentlicher Bestandteil des Kultes. Die jährliche Wallfahrt zu dessen oder eines anderen Lokalheiligen Grabmal wird im Volksglauben der Pilgerschaft nach Mekka gleichgestellt (vgl. S. 615). Das erklärt auch hier den relativ geringen Anteil von echten Pilgern, *Hadj*, an der Gesamtzahl der Gläubigen.

Auch Lebende werden gelegentlich wegen ihrer Frömmigkeit, Korankenntnis oder vermeintlicher übernatürlicher Kräfte wie Heilige verehrt und zuweilen auch von ihren Anhängern wirtschaftlich gesichert. Im Hohen Atlas gibt es Familien, in denen sich dieser Status des religiös Herausgehobenen sogar vererbt (GELLNER 1969).

Unter dieser Decke des schon durch die Bruderschaften leicht gewandelten Islams hält sich manches Relikt alten Berberglaubens, den religiöse Eiferer weitgehend vergeblich auszurotten versuchten. Dazu sind Kulthandlungen zu rechnen, die Lebensabschnitte markieren, bei Kindheit, Reifefeiern, Heirat und Tod, Adoption, Blutrache u. a., aber auch wirtschaftliche Ereignisse, Hausbau, Inbetriebnahme von Mühlen oder Webstühlen usw. Jahreszeitliche Feste mit heidnischer Beimischung verbinden sich mit Saat und Ernte: das Feldopfer und die letzte Garbe. Sehr alt sind auch Reste der Verehrung von Sonne, steil aufragenden Felsen, hohen einsamen Bäumen und Quellen. Neben dem aufgezählten hebt sich das Fest der Sommersonnenwende im ländlichen Brauchtum der Berber besonders hervor. Das ist, vom Islam mehr oder weniger geduldet, bis in unsere Tage lebendig geblieben. Bei diesen Feiern, die *Ansra* oder *Ansara* genannt werden, spielt Feuer und Wasser die Hauptrolle. Dem Feuer wird reinigende Kraft zuerkannt und selbst der Rauch reinigt noch. Allgemein um das ganze Mittelmeer verbreitet sind das Amulettwesen und Magie, z. B. als Schutz gegen den Bösen Blick, bei ausbleibender Schwangerschaft oder zur Krankenbehandlung (SERVIER). Im Denken aller Nordafrikaner spielt außerdem die Heil- oder Wunderkraft einzelner Persönlichkeiten, *Baraka* genannt, eine Rolle. Im Koran bedeutet dieser Begriff noch Segnung, aber der Volksglaube hat ihn dem Wunder und dem Überirdischen nahegerückt.

Die Siedlungsform der Sesshaften schwankt zwischen verstreuten Einzelhöfen und Zusammendrängen mit beklemmender Enge. Letzteres gilt für die Städte, in denen sich die Viertel der Einheimischen mit ihren verwinkelten Gassen so merklich von den modernen (von Europäern begonnen) Stadtteilen unterscheiden. Als Kasba bezeichnete man ursprünglich den befestigten Innenteil der Stadt, in dem der Herrscher oder Gouverneur mit seiner Leibwache letzte Zuflucht fand, während Medina ganz allgemein Stadt bedeutet. Die Stadttore sind oft von bemerkenswerter Architektur. Enges Zusammenleben ist weiterhin für die Oasen wie für viele Berberdörfer im Atlas kennzeichnend. In beiden Fällen zwang wohl die Unsicherheit zu dieser wehrhaften Siedlungsform. Sehr fest gebaute und gemeinschaftlich genutzte Getreidespeicher, *agadir*, gehören ebenfalls weitverbreitet zur Siedlungsform in den Bergen. In den Städten wie den großen Oasen sind die Handwerker in der Regel nach Berufsgruppen in bestimmten Gassen konzentriert, also die Bearbeiter von Leder hier, die von Holz dort, die von Metall wieder für sich. Mittelpunkt der Gemeinde ist die Moschee. Neben der Gliederung nach Erwerbszweigen

gibt es in den reinen Wohnbezirken die nach Stammesfraktionen, die oft so streng beachtet wird, daß der Angehörige einer Sippe einen Fremden nur bis an die Grenze des Bereiches der anderen begleitet, auch wenn keine Feindschaft besteht.

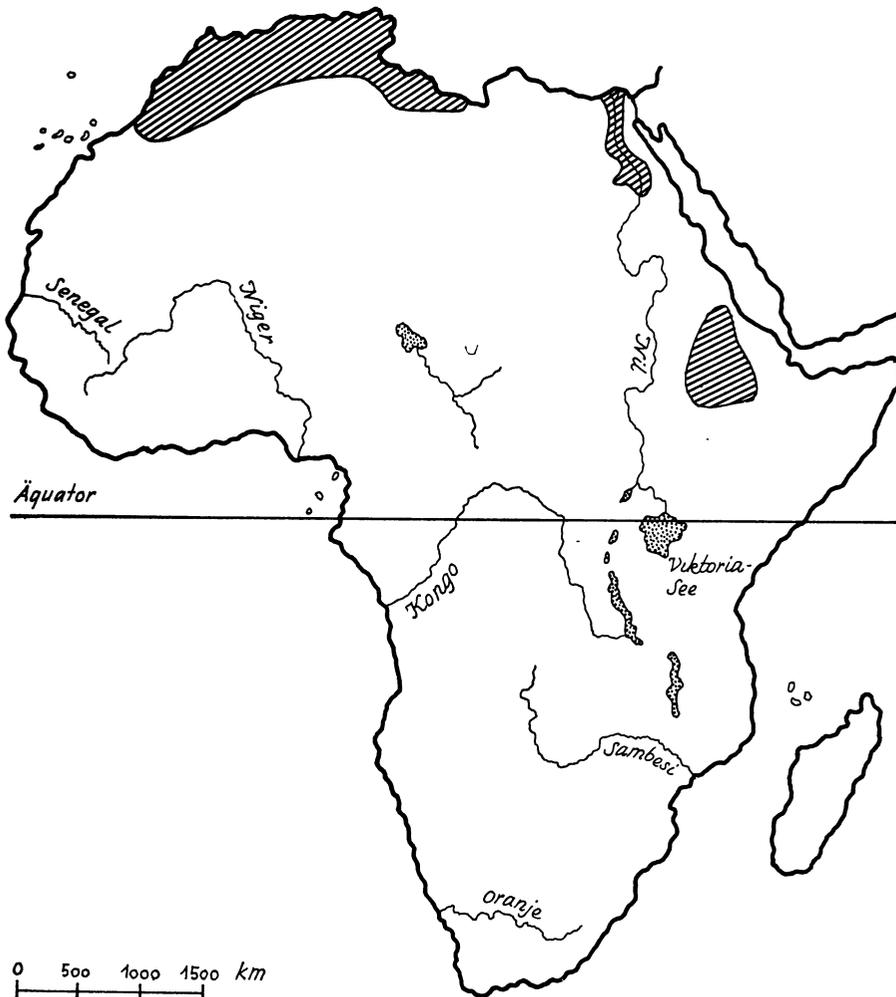
Neben dem Dorf findet man weit verstreute Einzelhöfe, z. B. im Rif; dort, wie in anderen Hochlagen, mit Giebeldach und roh gefügten Steinmauern. Diese Bauweise empfiehlt sich hier wegen des Schnees, der jeden Winter einige Wochen liegenbleibt. Im allgemeinen ist das nordafrikanische Haus flachdachig, viereckig und von Lehmziegeln gebaut.

Zwei Sonderformen der Wohnstätten haben sich in Tunesien erhalten: die Bienenwabenhäuser in Medenin, übereinandergetürmt und nur über steile Treppen oder Balken zu erreichen. Dieses Übereinanderbauen erinnert an den alten Teil der Oase Siwa, der terrassenartig nach oben zulief, unten meist Ställe, dann Speicher, erst höher die Wohnungen. Die andere tunesische Spezialität sind die Höhlenwohnungen von Matmata (NACHTIGALL).

In der Wirtschaft steht der Anbau an erster Stelle: Neben Getreide und Gemüse auch ausgedehnte Baumkulturen. Zur Ergänzung züchten die Bauern Haustiere: Rinder, Kamele, selten Pferde, Esel und Maultiere, vor allem Ziegen und Schafe. Der Landschaftscharakter bedingt Abweichungen im Arbeitskalender. In den Bergen, wo sich die Siedlungen bis etwa 1 700 m hinaufschieben, zwingen – besonders im Rif und in der Kabylei – die häufige Schneedecke und der lange Frost zur landwirtschaftlichen Arbeitsruhe, einer Zeit, die mit Heimarbeit (Flechten, Schnitzen, Weben) ausgefüllt wird. Mit eintretendem Tauwetter werden die Terrassen ausgebessert und sofort mit der Feldbestellung begonnen. Wassersorgen gibt es für die Bergbauern kaum. Auch die Fruchtbäume lassen sich bis in beachtliche Höhe pflanzen: So der Ölbaum bis etwa 1 000 m, in Zentral- und Süd-Marokko noch höher; auch Feigen-, Granatäpfel- und Nußbäume gedeihen hier noch gut. Korkeichen werfen durch ihre Rinde ein willkommenes Sammelprodukt ab, und Zedern sind, heute zwar dezimiert, ein teuer gehandeltes Edelholz. Während der Sommermonate treibt man die Herden auf Bergweiden (Almen).

Die aus den niederschlagsreichen Gebirgen herabfließenden Flüsse lassen einen Ackerbau zu, in dem der Pflug schon vor Beginn der europäischen Beeinflussung verwendet wurde (vgl. Karte 24). Die Bespannung war oft gemischt: Pferd mit Rind oder Maultier oder Kamel. Man sät vorwiegend Weizen, Gerste und Hirse und schneidet die Halme mit Sicheln, deren Typen von Marokko bis zum Roten Meer nur geringfügig variieren. Der Arbeitsplan eines berbischen Bauern in halber Berglage sah vor der Modernisierung und Einrichtung von Genossenschaften etwa folgendermaßen aus: Mit Beginn der Regenfälle, d. h. im Oktober, Feldbestellung; die dabei nicht benötigten Familienmitglieder ernten die Oliven, die in Steinmühlen ausgepreßt werden. Ab April beginnt die Getreideernte. Rundlaufendes Vieh tritt die Körner aus; durch Worfeln wird die Spreu abgeschieden. Im Juli/August werden Feigen geerntet und getrocknet, um sie für den Eigenbedarf zu speichern oder zu verhandeln. Die Wochenmärkte haben eine große Bedeutung.

In den Bergen legen die Einheimischen seit alter Zeit Dämme an, um das Wasser der Bergflüsse zu stauen und nach Bedarf abzuleiten. ROHLFS fand bei seinen ersten Reisen am Osthang des Mittleren Atlas solche Reservoirs und Verteilersysteme, die mit Wachposten gegen den Zugriff Fremder gesichert waren. Je länger man die Wasserführung der Flüsse in den Sommer hinein erhalten kann, um so besser ist es für die Landwirt-



Karte 24 Gebiete des Pflugvorkommens in der traditionellen Wirtschaft

schaft. Einige heiße Wochen, in denen sie zu ärmlichen Rinnsalen zusammenschumpfen, bleiben trotzdem noch schwierig genug.

Wo das Wasser nicht von Natur aus oder durch die Ableitung in Kanälen hingelangt, bedient man sich in einigen Landschaften technisch ausgereifter Bewässerungsvorrichtungen. Die Noria, ein mit Zugtieren betriebenes Göpelschöpfwerk, ist wie SCHIÖLER nachweist, eine in vielen Ländern des Mittelmeerraumes anzutreffende Vorrichtung dieser Art. In Ägypten entspricht ihr die Saqiya (vgl. S. 608).

Die Haltung von Ziegen und Schafen ist aus der nordafrikanischen Wirtschaft nicht wegzudenken. In guten Jahren werden regelmäßig die Kleinviehherden unvernünftig

aufgestockt. Prestige hat dabei stärkeren Einfluß als ökonomische Erwägung. Die Ziege ist ein kaum überbietbarer Schädling der Vegetation; durch den Verbiß der Schößlinge gehen auch Sträucher und Bäume ein. Mensch und Ziege haben gemeinsam an der Versteppung und Karstbildung ein gerüttelt Maß Schuld! Schon früh haben einsichtige einheimische Herrscher das Überweiden einzudämmen versucht. Unsicher bleibt die Kleinviehhaltung insofern, als die immer wieder auftretenden Dürren sie hart treffen. Auf den Hochebenen zwischen Tell und Sahara-Atlas verendeten z. B. in den extrem trockenen Jahren 1945/46 71 % der Schafe und 65 % der Ziegen.

Der **H a u s r a t** ist bei den Bauern und selbst noch bei der städtischen Mittelschicht einfach. Handmühlen, irdene Kochtöpfe, Krüge und Schalen, neben denen sich eiserne Töpfe oder Pfannen einbürgerten, Kalebassen (Flaschenkürbisse), in denen man auch buttert, und aus Zwergpalmen oder Halfagras geflochtene Körbe und Taschen, dazu viele Matten, um den ungedielten Fußboden zu belegen, wie einige Woldecken für die Schlafstatt gehören mindestens dazu. Weit verbreitet sind Vorratsbehälter aus Rohrgeflecht, außen mit Lehm oder einer Paste von Lehm, Kuhmist und Häcksel verschmiert.

Die traditionelle, in Wulsttechnik gefertigte Berberkeramik weist einen bemerkenswerten Reichtum an Formen, Verzierungen und Motiven auf (**GRUNER**).

Der Stadtbewohner von einigem Wohlstand ergänzt seinen Hausstand durch Holzarbeiten, z. B. sehr flache Eßtische und Kästen mit Intarsien, dazu Ledersitzkissen, oft mit farbigen Einlegemustern, und Waschsüsseln oder Kohlenbecken aus Messing, Geschirr aus Fayence oder importiertem Porzellan usw.

Auch die Teppichweberei/-knüpferei mit eigenem Inventar an Ornamenten lieferte ursprünglich für den Binnenmarkt. In den letzten Jahrzehnten ist diese Fertigung jedoch zunehmend exportorientiert.

In Nordafrika verhüllt die **K l e i d u n g** den Körper vollständig; freier Oberkörper ist nur gelegentlich bei Männern niedrigster sozialer Stufe zu finden. Trotz vieler lokaler Eigenheiten lassen sich allgemeine Züge nennen. Männer wie Frauen tragen unter dem Obergewand eine weite Leinenhose, darüber meist ein kittelartiges Hemd von rechteckigem Schnitt und abschließend Kuftane oder Kapuzenmäntel aus noppigem Ziegenhaargewebe. Frauen tragen neben dem Kapuzenmantel aus feinerem Stoff auch das weite Umschlagtuch, Haik.

Männer gehen nur selten barhäutig; sie bedecken sich mindestens mit einer Kappe oder Wollmütze, meist aber mit einem Turban, der entweder über Kreuz gelegt wird und dann vollständig schützt, oder so angebracht wird, daß der Scheitel frei bleibt. In den Städten hat sich daneben der Tarbusch erhalten, ein roter randloser Filzhut mit Troddel, den nur die Fremden Fez nennen. An den Füßen tragen beide Geschlechter Lederpantoffeln, sofern sie nicht barfuß gehen.

Die Frauentracht zeigt vielerorts noch Varianten, die durch ihren Formen- und Farbenreichtum das Bild der Marktplätze und Straßen beleben. Da wäre der breitkrepelige Frauenhut aus Stroh zu nennen mit roten, grünen und gelben Wollverzierungen (Schnüren und Quasten), den man neben verschiedenartig geknüpften Kopftüchern findet, oder die Stützgürtelschärpen der Frauen im Rif, die für das Lasten-, Wasserkrug- und Kindertragen so praktisch sind (**RACKOW**). Auch die Ledergamaschen, welche die Waden gegen Dornen schützen, sind eine nützliche Ergänzung der Tracht. Immer mehr verdrängt in

jüngster Zeit eine Kleidung nach europäisch-amerikanischem Schnitt die herkömmliche Tracht.

Gewisse Gemeinsamkeiten in ganz Nordafrika zeigt hingegen immer noch der Schmuck. Ringe an den Fußgelenken sind von Marokko bis Ägypten verbreitet, ebenso einige Formen der Ohrgehänge oder der Armspangen. Berberisch scheint der breit angelegte Brustschmuck aus Silber mit dreieckigen Anhängern zu sein.

Zu Weißafrika rechnet man auch die Kanarischen Inseln, deren Isoliertheit sie aus dem skizzierten historischen Ablauf herausließ. Europäische Seefahrer eroberten sie im 15. Jh. Die Kanarier gingen entweder in den Kämpfen mit den Eindringlingen unter oder durch Vermischung in ihnen auf. In Begräbnishöhlen sind viele Skelette erhalten geblieben, deren Analyse (SCHWIDETSKY) eine cromagnid-mediterrane Typenreihe herausstellte, die enge Beziehungen zur prähistorischen Bevölkerung Nordafrikas aufweist, ohne völlig identisch zu sein. Von ihrer Sprache sind nur spärliche Reste erhalten geblieben, mehr von ihrer materiellen Kultur; zudem läßt sich aus den älteren Berichten, z. B. dem Torrianis, manches rekonstruieren. WÖLFEL hat der kanarischen Kultur ein hohes Alter zugeschrieben, sie mit dem Megalithkomplex verbunden und in ihr den westlichen Eckpfeiler einer altmediterranen Schicht gesehen.

Es mag offen bleiben, ob man die Befunde von den Altkanariern, von denen nur ein Teil Guantschen genannt werden sollten (vgl. Bd. 1 S. 286), als ein konserviertes Stück früher, vom Islam und den Arabern unberührter berberischer Kultur und damit auch für die Atlasländer aussagekräftig ansehen darf. Gewiß lassen Steinbauten, Getreideanbau, die Nutzung des Feigenbaums wie die Zucht von Schaf und Ziege Übereinstimmungen erkennen. Fundamentale Unterschiede bleiben aber deutlich: Pflug und Bewässerungsvorrichtungen fehlten den Kanariern ebenso wie Rind, Pferd, Esel und Ölbaum. Die Machtposition der Inselfürsten, denen sogar mancherorts Edelleute der Sitte nach in den Tod folgten, steht im Widerspruch zu der demokratischen und egalitären Gesellungsform der Berber. Auch für die von Lanzarote berichtete Polyandrie gibt es kein Gegenstück.

## LITERATURVERZEICHNIS

- ABUN-NASR, J. M.: A History of the Maghrib. London 1971.
- ACHENBACH, H.: Bevölkerungsdynamik und Wirtschaftsstruktur in den berberisch besiedelten Gebieten Algeriens (Große Kabylei und Aures). *Kulturgeographische Untersuchungen im islamischen Orient*, hrsg. von Stewig u. Wagner. – *Schriften d. Geogr. Inst. Univ. Kiel*, Bd. 38, 1973.
- ALMAGRO BASCH, M.: Das alte Nordafrika. *Historia Mundi*, Bd. 2, Bern 1953.
- BALOUT, L.: Préhistoire de l'Afrique du Nord. Paris 1955.
- BARADEZ, J.: Fossatum Africae; Vue aérienne de l'organisation romaine dans le Sud-algérien. Paris 1949.
- BASSET, A.: La Langue Berbère. *Handbook of African Languages*; London 1952.
- BECKER, C. H.: Die Ausbreitung der Araber im Mittelmeergebiet. *Islamstudien*, Bd. 1. Leipzig 1924.
- BEIER, E.: Festungsspeicher im Hohen Atlas. *ZfE Bd. 81*, 1956.  
— Die Ait-bou-Guemmez im östlichen Hohen Atlas. *ZfE Bd. 84*, 1959.
- BERQUE, J.: Structures sociales du Haut-Atlas. Paris 1955.  
— Maghreb, Histoire et Sociétés. Gembloux 1974.
- BESANCENOT, J.: Bijoux arabes et berbères du Maroc. Casablanca 1953.
- BOUSQUET, G.-H.: Les Berbères. 3. Aufl. Paris 1967.
- BRETT, M.: Problems in the interpretation of the history of the Maghrib. *Journal of African History*, Bd. 13, 1972.
- CORNEVIN, R. u. M.: Geschichte Afrikas. Stuttgart 1966.
- DIESNER, H.-J.: Der Untergang der römischen Herrschaft in Nordafrika. Weimar 1964.  
— Das Vandalenreich. Stuttgart 1966.
- ENCYCLOPAEDIA of Islam: 2. Ausgabe (englisch und französisch) seit 1960 fortlaufend, mit zahlreichen Stichworten (z. B. Berber) zu Nordafrika.
- ENCYCLOPÉDIE coloniale et maritime, hrsg. E. Guernier. Paris 1948.
- FORDE-JOHNSTON, J. L.: Neolithic Cultures of North Africa. Liverpool 1959.
- FREND, W. H. C.: The Donatist Church. Oxford 1953.
- FREUND, W.: Die Djerbi in Tunesien. Meisenheim 1970.
- GAISER, W.: Berbersiedlungen in Südmarokko. Tübingen 1968.
- GAUTIER, E.-F.: Mœurs et Coutumes des Musulmans. Paris 1931.
- GELLNER, E.: Saints of the Atlas. London 1969.  
— u. MICAUD (Hrsg.): Arabs and Berbers. London 1974.
- GOLVIN, L.: Les Arts populaires en Algérie. Algier 1950.
- GROHMANN-KEROUACH, B.: Der Siedlungsraum der Ait Ouriaghel im östlichen Rif. *Heidelberger Geogr. Arbeiten 35*, 1971.
- GRUNER, D.: Die Berber-Keramik. Wiesbaden 1973.
- HERZOG, R.: Kritische Bemerkungen zur nordafrikanischen Pfluggrenze. *Agrarethnographie; Veröffentl. Inst. f. Deutsche Volkskunde 13*, Berlin 1957.  
— Seßhaftwerden von Nomaden. Köln 1963.
- HINTZE, F. und U.: Alte Kulturen im Sudan. München 1967.
- HIRSCHBERG, H. Z.: A History of the Jews in North Africa. Leiden 1974.
- JULIEN, C.-A.: History of North Africa. London 1970.
- LABOURET, H.: Nordwestafrika. *Afrika, Handbuch der angewandten Völkerkunde*, hrsg. von Bernatzik, 2. Aufl. München 1951.
- LACOSTE, C.: Bibliographie ethnologique de la Grande Kabylie. Paris 1962.
- LEGEY, F.: The Folklore of Morocco. London 1935.
- LE TOURNEAU, R.: Der Islam im Westen; Spanien und Nordwestafrika. *Historia Mundi Bd. 6*, Bern 1958.
- MARÇAIS, G.: L'art des Berbères. Algier 1956.
- MENSCHING, H. u. E. WIRTH: Nordafrika und Vorderasien. (*Fischer Länderkunde 4.*) Frankfurt 1963.

- MIKESSELL, M. W.:** The Role of tribal markets in Morocco. *Man, State, and Society in the contemporary Maghrib*. Hrsg. W. Zartmann, London 1973.
- MONTAGNE, R.:** The Berbers. London 1973.
- NACHTIGALL, H.:** Zum Problem der Höhlenwohnungen in Süd-Tunesien. *Ethnos Bd. 27*, Stockholm 1962.
- Beiträge zu Feldbau und Nomadismus der Beni-Mguild (Marokko). *ZfE Bd. 92*, 1967.
- PITCHER, D. E.:** Historical Geography of the Ottoman Empire. Leiden 1972.
- RACHET, M.:** Rome et les Berbères. Brüssel 1970.
- RACKOW, E.:** Sattel und Zaum in Nordwestafrika. *Baessler Archiv Bd. 17*, 1934.
- Beiträge zur Kenntnis der materiellen Kultur Nordwest-Marokkos. Wiesbaden 1958.
- SCHJØLER, T.:** Roman and Islamic water-lifting wheels. Odense 1973.
- Schmuck aus Nordafrika.** *Führer des Linden-Museums Stuttgart*, 1976.
- SCHWIDETZKY, I.:** Die vortspanische Bevölkerung der Kanarischen Inseln. Göttingen 1963.
- SERVIER, J.:** Les portes de l'année. Paris 1962.
- SIVERS, P. VON:** Nordafrika. *Die islamischen Reiche nach dem Fall von Konstantinopel*, hrsg. v. G. E. von Grunbaum (*Fischer Weltgeschichte Bd. 15*). Frankfurt 1971.
- SPANNAUS, G.:** Historisch-Kritisches zum Hamitenproblem. In *Memoriam Karl Weule*, hrsg. v. Rebe. Leipzig 1929.
- STROTHMANN, R.:** Berber und Ibaditen. *Der Islam Bd. 17*. Berlin 1928.
- TSCHUDI, R.:** Die Ausbreitung des Islam. *Historia Mundi Bd. 5*. Bern 1956.
- UBACH, E. u. E. RACKOW:** Sitte und Recht in Nordafrika. Stuttgart 1923.
- VCICHL, W.:** Das Alter der kanarischen Kultur. *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes Bd. 52*. Wien 1953/55.
- WESTERMARCK, E.:** Marriage ceremonies in Morocco. London 1914.
- WÖLFEL, D. J.:** Nord- und Weißafrika. *Große Völkerkunde*, hrsg. v. BERNATZIK, Leipzig 1939.
- Die Hauptprobleme Weißafrikas. *Archiv für Anthropologie N. F. Bd. 27*. Braunschweig 1942.
- Weißafrika von den Anfängen bis zur Eroberung durch die Araber. *Abriß der Geschichte antiker Randkulturen*, hrsg. v. BARLOEWEN. München 1961.
- Monumenta Linguae Canariae. Graz 1965.
- ZEUNER, F. E.:** Geschichte der Haustiere. München 1967.